

Illustrierte Frauen-Zeitung.

Hest 4.

Jährlich 24 Doppel-Nummern in Heften;
vierteljährlich 2½ M.

Berlin, 16. Februar 1890.

Große Ausgabe mit allen Kapfern
vierteljährlich 4½ M.

XVII. Jahrg.

Der Herr Senator.

Novelle von Wilhelm Jensen.

(Fortsetzung.)

Nan konnte sich auf das verlassen, was der junge Bürgermeister sprach, er war kein Mann von vielen Worten, doch ein Mann von Wort und gleicherweise von Willenskraft. Er hatte um seines Vaters willen die schwierige Stellung übernommen, wollte das Peinliche ihrer Bedeutungslosigkeit schweigend tragen und that's. Wie bei den meisten Dingen mochte freilich auch daran der Anfang die stärkste Uebervindung gestoßen haben und Gewöhnung den Fortgang mehr und mehr erleichtern. Wenigstens verrieth nichts mehr die anfängliche innere Missbefriedigung Volkarts, die wohl auch zu einer Reizbarkeit seines Gemüthes gegen Dode beigetragen hatte. Tina war von seinem Verhalten der Letzteren gegenüber zugleich erfreut und überrascht. Sie vermochte sich den Ursprung dieser Umänderung nicht aufzuhellen, erhielt indes bei einer gelegentlich leicht

vorgebrachten Frage nur eine nichtsbesagende Erwiederung und kannte ihren Bruder zu genau, daß ihm keine Kundgabe über etwas zu entringen sei, was er in sich verschließen wollte. Dazu aber fühlte er die Pflicht; er hatte dem Vater über die Auslunstertheilung in Bezug auf Dode zu schweigen gelobt, und auch diese besaß unbewußt ein Recht, die Geheimhaltung von ihm zu fordern. Eine Wandlung seines Benehmens gegen sie konnte ihr ebenfalls nicht entgehen. Seine Natur war, wie er selbst gesagt, nicht dahin geartet, durch äußere Liebenswürdigkeit einzunehmen, aber er behandelte Dode mit höflicher Rücksicht, ließ nicht mehr durchempfinden, daß er ihr die Berechtigung zu ihrer Stellung im Hause streitig mache.

Der Sommerfortgang beschränkte jetzt zumeist auf den häuslichen Aufenthalt, die Witterung war andauernd unerträglich geworden, im Garten hing Alles regenschwer nieder, und sich mehrfach folgend, brachen heftige Stürme starkes Gezweig von den Bäumen. An ein Aufsuchen ihres Waldplatzes ließ sich für Dode nicht denken; das graue Licht und seuchhalte Luft konnten nicht umhin, einen sich in Unlust zum Sprechen äußern-

den Einfluß auf die Stimmung der Hausbewohner zu üben. Nur Tina, die sich immer Gleichbleibende, machte davon eine Ausnahme, sie bedurfte der Sonne nicht für ihr ruhiges Ebeumahf still befriedigten Sinnes, der durch Einwirkung von außen keine Trübung erlitt. Aber sie war eines Nachmittags verwundert, wie die anhaltende melancholische Regenzeit sogar bei dem müchternen Gemüthe des alten Buchhalters Fabio Carstens sich geltend mache. Seine Natur besaß allerdings Wortlanges, doch unterließ er nie, ihr achsam bei einer Begegnung die Tageszeit zu bieten; heut' indeß ging er auf dem Flur ohne ein "Guten Abend, Fräulein Tina!" dicht an ihr vorüber. Freilich lag schon ein frühes, trübes Zwetterlicht umher, aber er mußte sie bemerkt haben, da sein Fuß zur Seite vor ihr ausgebogen; es blieb nur anzunehmen, daß er sie nicht erkannt, vielleicht für eine Magd gehalten. Er stoppte nach kurzem Stehenbleiben vor der Thür des Senators an diese an und trat auf den Hereinruj ein. Gundermann drehte den Kopf, sah dem Herzukommenden mit einem gedankenabwesenden Blick entgegen und fragte dann: "Was haben Sie?" Es handelte sich um eine unbedeutende Geschäfts-



Angelegenheit, die mit kurzen Worten Erledigung fand. Doch der Buchhalter blieb danach noch stehen, sodass der Andere abermals die bereits zurückgewandten Augen umkehrte. „Ist noch etwas, Garstens?“

„Nein, Herr Se—senator.“ Der Antwortende hielt ein wenig an, eh' er nachfügte: „Entschuldigen, Herr Se—senator nur die Frage, ob noch se—neine Nachricht von der Tina da ist.“

„Nein. Warum meinen Sie?“

„Es ist blos — entschuldigen Herr Se—senator, wenn ich daran erinnere, dass in vierzehn Tagen der Ha—Hamburger Wechsel fällig wird, und —“

„Was und, Garstens?“

Der Buchhalter machte eine ungewisse Handbewegung, als ob er nach etwas vor ihm Fortweichenden zu fassen suchte, und begleitete sie mit den mehr als sonst anstoßenden Worten: „Ich bin nicht da—dazu im St—stande, Herr Se—senator.“

„Natürlich nicht. Das ist ja auch keine Zahlung, die Sie bestreiten können. Ich werde dafür sorgen; es ist gut, dass Sie mich erinnert haben.“

Eine Bewegung verabschiedete Garstens, der Zurückbleibende stützte eine Weile mit übergebeugtem Kopfe seine Stirn in die Hand. So sah er, langsam und tief atmend; dann stand er plötzlich auf, zog die Klingelkette und gab Auftrag, seine Arbeitslampe zu bringen. Als die Magd sich entfernt hatte, drehte er hinter ihr den Schlüssel der Thür herum, ließ die Rouleur an den Fenstern herab und versteckte sich in eisige Thätigkeit an einem Holzbuche, das er aus einem Verschluss des Schreibstücks hervorgenommen. Er rechnete lange Zahlenreihen durch und übertrug die Ergebnisse auf ein Notizblatt; offenbar hatte er die Thür verschlossen, um nicht dabei gestört und durch eine Dazwischenkunst in der Richtigkeit der Summirung beirrt zu werden. Wohl eine Stunde lang ganz seiner Beschäftigung hingegangen, fuhr er zusammen, als es von draußen klopfte, und blickte sich verwirrt um, sodass eine Pause verging, eh' er rief: „Wer ist da?“ Eine bescheidene Antwort erfolgte: „Ich — wenn ich störe, Herr Senator, so will ich —“. Es war Asmus Velenmerz' Stimme; nach dem Gesichtsausdruck schwieb Gundermann ein „Ja“ auf der Zunge, doch er bezwang sich, legte rasch das Buch in's Schubfach zurück und öffnete die Thür. „Ein unvermuteter Besuch bei dem schlechten Wetter, Herr Velenmerz, aber um so erfreulicher.“

Der Gutsbesitzer erwiederte eintretend:

„Wenn ich nicht ungelegen komme, Herr Senator — aus dem Regen machen wir Landrente uns nichts. Ich hatte noch in der Stadt zu thun und war lange nicht bei Ihnen vorgelebt, und auf dem Hofe ist es am Abend auch so einsam, — es befindet sich doch Alles wohl in Ihrem Hause, Herr Senator?“

„Ja, zu Dant.“ Gundermann sah dem Ankömmling halb am Gesicht vorbei und fügte nach: „Sie sollten nicht länger so einsam bleiben, lieber Freund, sondern sich verheirathen.“

„Meinen Herr Senator? Ja, gedacht hab' ich es auch wohl schon — und wüsste vielleicht auch —“

„Sie müssten eine tüchtige, wirtschaftliche Frau haben von ruhigem, zufriedenem Sinne, die zu Ihnen passt. Ihnen zugleich das Leben heiter, gesellig und das leere Haus anheimelnd macht.“

„Ja, eine solche, Herr Senator, — ich glaube wohl, dass ich grad' eine solche wüsste.“

„Aber warum warten Sie denn noch immer, lieber Velenmerz? Sie sind doch nicht so jung mehr, unnötig Zeit auf's Spiel zu setzen.“

Der Angeprochene drehte seine Hände umeinander. „Meinen Sie, dass ich es wagen dürfte, Herr Senator? Es ist, — aus mir ist nicht das geworden, was vielleicht werden gefonnt hätte, wenn mein Leben anders gegangen wäre, und ich fühle wohl, dass ich dem Mädchen nicht an Bildung und Wissen gleich bin, — sie ist auch viel jünger als ich, — und ich weiß nicht, ob sie und ihr Vater, der sehr angesehen ist —“

„Sie sind ein rechtshaffner, tüchtiger Mann,“ fiel der Senator ein, „und dazu von einer Lebenslage, dass ich mir nicht denken kann, ein Vater sollte es nicht als ein Glück für seine Tochter ansehen, Sie zum Schwiegersohn zu erhalten. Um seine Zustimmung würde ich in Ihrer Stelle keine Besorgniß hegeln, die Hauptache bedrückt mich, dass Sie sich der Einwilligung der Tochter versichern. Wenn sie nicht befragt wird, kann sie auch nicht antworten, und so lange das nicht geschieht, erscheinen Mädchen in ihrem Benehmen oft anders, als sie innerlich Gejinnung in sich tragen.“

„Ja, — Sie sind verheirathet gewesen, Herr Senator,“ erwiederte Asmus Velenmerz, etwas wie Jakob Garstens stotternd, „und wissen das besser, als ich — und ich will — wenn Sie so sprechen —“

Die Thür ging auf, und Tina kam, um den Vater zu fragen, ob er noch mit dem Abendessen warten wolle. Sie bot dem Besucher, von dessen Anwesenheit sie nicht gewusst, nach gewohntem Herkommen freundlich die Hand; Gundermann sagte: „Herr Velenmerz hat sich noch durch

den Regen herausgemacht, um sich zu erkundigen, ob bei uns Alles wohl stehe.“ Nicht in den Worten, aber im Ton und einem Blick des Sprechers auf seine Tochter lag, dass es sich um das Befinden Tina's dabei handele: es war eine Einleitung und Unterstüzung, dem Jungen folglich zur Ausführung seines eben kundgegebenen Willensentschlusses zu verhelfen. Doch vor den heiter unbefangen auf ihn gerichteten Augen Tina's fand er den Muth nicht, sondern knüpfte nur in verlegener Hast an: „Ja, höchstens geht es Ihnen auch gut, Fräulein Tina,“ indem er einen hörbaren Nachdruck auf dem „auch“ ruhen ließ. Sie entgegnete scherzend: „Ich danke; Sie wissen, was das Sprichwort vom Untraut sagt,“ und lud zum Hinüberkommen in's Esszimmer ein. So gingen sie; der Senator glitt sich, nachfolgend, einmal mit seinem Taschentuch über die Stirn. Bei geschlossenen Fenstern, wohl mit dem Brennen der Lampe verbunden, ward es doch dumpfschwül in der Stube, und einige feuchte Tropfen standen ihm am grauen Haarrand.

Der junge Bürgermeister war noch nicht zugegen, er verspätete sich öfter auf dem Rathause, kam indeß heute bald nachdem man sich zu Tisch gesetzt. Dode bereitete gemäß der Theilung der häuslichen Obliegenheiten zwischen den beiden Mädchen den Thee und schenkte ihm ein; wie sie bei dieser Beschäftigung ein wenig vorgebückt stand, ging von ihrer Erscheinung ein berückender Zauber aus. Sie ward vom Lichtschein der mattgeschliffenen Glaskugel der Astral-Lampe nur schwach angehellt, aber gerade dies halb hervortretende und halb verschwimmende der Gestalt und Gesichtszüge gab ihr etwas Besonderes, wie der Wirklichkeit Entzücktes, das sie sich gleich einem Rembrandtschen Bilde weichgeheimnisvoll sowohl vom dunklen Hintergrunde abhob, als mit ihm zusammenfloss. Ihre Augen schienen, wie sah immer in letzter Zeit ermüdet, denn während der Hantirung sennten sich ihre Lider jetzt einmal beinahe völlig herunter und veranlaßten Tina zu der Aeußerung: „Ich glaube, Du schenkt vorbei, Dode.“ Gleichzeitig sagte Velenmerz: „Mich däucht, die Lampe wird dunkel, sie ist vielleicht nicht aufgezumpt.“ Es war eine jener Lampen der Zeit, bei denen ab und zu das Öl durch Umdrehung einer Kurbel wieder aus dem unteren Behälter herausgeholt werden musste; Dode öffnete auf die Warnung hin erschreckt die Augen und streckte mechanisch die Hand nach dem Drehgriff der Lampe, deren in Stand-Haltung ihr ebenfalls oblag. Da auch Follart zugleich das Nämliche that, trafen seine Finger auf die ihrigen; nur einen Moment lang, denn seine Hand zuckte jäh wieder zurück. So deutlich gab die ruckhafte Bewegung, wie von etwas Widrigem fort, und die Verührung der Finger Dode's habe sie veranlaßt, dass Tina, um den peinlichen Eindruck abzuschwächen, fragte: „Hast Du Dich gebrannt, Follart? Die Kurbel ist manchmal heiß, und Ihr Männer seid empfindlicher; unsereins ist an solches Anfassen mehr gewöhnt.“ Das Hinzusehen des letzteren bezweckte merklich zu begründen, weshalb es Dode jetzt möglich falle, ohne schmerhaftes Empfinden der Hitze methodisch die Lampe aufzuziehen. Ihre Gesichtsfarbe war fast weiß geworden, sie schien mit der anderen Hand auf dem Tisch eine Stütze suchen zu müssen. Die Gegenwart des Fremden erhöhte das Peinliche des kurzen Vorganges; Follart erwiederte: „Ja, es ist heiß und ich war ungeschickt,“ und um abzulenken, fügte er rasch, mit dem Bestreben unbefangen Sprechens nach: „Ich wollte Dich fragen, lieber Vater, befindet sich das städtische Haftrechnungsbuch bei Dir? Mir fiel erwünscht, etwas darin nachzusehen, aber ich fand es auf dem Rathause nicht.“

Der unerwartet Angeprochene hatte nach Dode hingeblickt und mochte durch die Frage unvermittelt aus anderer Gedankenwelt aufgerissen werden. Seine Hand lag am Untersetze seiner Tasse, der darauf befindliche Theelöffel rüttelte sich mit einem leisen Gejitter, dann drehte der Senator den Kopf und antwortete: „Das Hauptbuch, — es ist möglich, dass es in meiner Stube, — wohin willst Du, Kind?“

Das Letzte war rasch an Dode gerichtet, die eine Bewegung gemacht, das Zimmer zu verlassen. Sie entgegnete halblaut: „Mir ist nicht ganz wohl, mich friert etwas, ich will lieber —“ Gundermann fiel ein: „Ja, es ist kühl, — bleib' — wir müssen unsern Gast, eh' er durch die Regennacht zurück soll, etwas Wärmedes bieten, das wird Dir auch gut thun. Nicht wahr, ein Glas Punsch, lieber Velenmerz? Ich hätte für mich ebenfalls nichts dagegen.“

Tina ging hinaus, ordnete das Nöthige an und lehrte bald mit dampfendem Getränk in der breitgebauchten „Terrine“ zurück. Es befahl in der That Zeitgemäßes, die Temperatur hatte fast Spätherbstliches an sich. Gundermann gab besonders Acht, das Glas des Gastes selbst wieder zu füllen, und dieser leerte es mehrfach; es schien, dass Beide den nämlichen Zweck im Auge hielten, der auch in einem lebhafter angeregten Zustande des Gutsherrn erreicht ward. Er sprach gewandter als sonst und empfand dies offenbar mit einem

beglückenden Gefühl, sich vor Tina in günstigem Lichte zeigen zu können; doch stockte ihm das Wort ungelenk im Munde, wenn er einen Versuch mache, es an sie selbst zu richten. Dode war geblieben, sie hatte nur ein Geringes aus ihrem Glase getrunken, sah danach aber hochaufgeglühten Antlitzes, wie Blässe und Röthe oft hastig auf ihrem Gesicht wechselten; ihre anregbare Natur fiel schnell von einem Gegensatz in den anderen. Sie betheiligte sich jetzt auch an der Unterhaltung, manchmal sogar unter einem, ihren Lippen fremdstehenden Lachen; nur Aeußerungen Follarts ließ sie unbeachtet, wie er die ihrigen. Am stärksten übte der Punsch seine Einwirkung auf den Senator; kaumemand am Tische konnte sich erinnern, ihn so heiter gesehen zu haben. Er erzählte fröhliche Erinnerungen aus seiner Kinderzeit, darunter eine, die er zwar nicht in Wirklichkeit und doch sonderbar erlebt hatte. Ihm war eine Geschichte bekannt worden, in der ein armer, abgeplagter Knecht, allein zurückgeblieben, auf der Osenbank eingeschlafen lag, während im Nachbarhause eine reiche Bauernhochzeit gefeiert wurde. Da kam um Mitternacht ein Zwerglein aus dem Keller heraus, dem ein ganzer Schwarm ebenso kleiner Knirpse nachfolgte. Sie trugen Körbchen am Arm, glaubten, der vom Gehus und Gewisper aufgewachte Knecht schlafé, und riefen in den Keller hinunter: „Smit den Hut herup!“ Ein graues Hüttchen flog heraus, das sich Einer auf den Kopf setzte und dadurch sofort unsichtbar ward; immer einer um den andern, denn es kamen immer mehr Hüte, bis alle verschwunden waren. Nun stand der Knecht auf, ging an die Kelleröffnung und rief auch: „Smit den Hut herup!“ Von unten kam die Antwort: „Is seen mehr da, as Grotvadder sin.“ Aber er wiederholte ruhig: „Smit em herup!“ Der Hut kam, und mit diesem gewahrte er jetzt die ganze Zwergschaar wieder, wie sie zu dem Hochzeitshause hinüber wimmelte. Neugierig folgte er dahin nach und sah die winzigen Geschöpfe, von den Hochzeitsgästen ungesehen, auf den Tisch tlettern, von den Schüsseln essen, aus den Gläsern nippen und ihre Körbchen vollpacken. Daraus wuchs ihm Verlangen und Muth, es unter des Großvaters Hut ebenso zu machen; er griff zu und aß und trank nach Herzenslust, und da er häufig überall unbemerkt nehmen konnte, was ihm gefiel, so ward aus dem armen Knecht ein reicher Bauernhof-Besitzer, der in Freuden und Herrlichkeit lebte.

Diese Geschichte war als Knaben dem Senator, in dessen Vaterhause es sehr sparsam zuging, im Traum wiedergekommen, und er hatte geträumt, dass er lange auf dem Boden zwischen Staub und Spinnweb nach dem Hute seines Großvaters herumgesucht. Dann fand er denselben auch glücklich, setzte ihn auf, war nun ebenso unsichtbar, wie der Knecht es gewesen, und ging in die Stube hinunter, wo gerade sein Lieblings-Gericht auf dem Tische stand. Davon aß er, ohne dass die dabei sitzenden Eltern es wahrnahmen, so viel als er nur möchte, aber plötzlich holte sein Vater mit der Hand aus, um nach einer Fliege zu greifen, und schlug ihm dabei den Hut vom Kopfe. Da stand er mit den Fingern in der Schüssel vor Aller Augen da, und in bestigem Schreck war Gundermann mit dem Danzgefühl aufgewacht: Gottlob, dass es nur ein Traum gewesen!

Wie er damit schloss, sagte Asmus Velenmerz: „Ja, im Traum thut und redet man zuweilen etwas, was man im Wachen nicht herausbringt.“ Er hatte die Absicht, Tina bei der Bemerkung anzusehen, verlor aber auf halbem Wege den Muth dazu und blieb mit dem Blick auf dem Gesicht Follarts hängen. Dieser erwiederte: „So, ich weiß davon nichts, denn ich träume nicht,“ wandte indeß zugleich seine Augen zum Vater hinüber und fügte nach: „Diese Zwergen-Geschichte gehört zu den Volks sagen, die man meines Erachtens Kindern nicht erzählen sollte. Eine lebhafte Phantasie kann dadurch so beeinflusst werden, dass ein nicht wieder gutzumachender Schaden drinsteckt.“

Der Senator antwortete: „Inwiefern? Ich verstehe nicht, was Du meinst.“

„Ich meine als Jurist und Mensch, lieber Vater, wenn der arme Knecht vermittelst des unsichtbar machen den Hutes schließlich zum reichen Hofbesitzer herausgekommen, so ist er das durch späteren Diebstahl im Großen geworden, wie er mit dem kleinen am Hochzeitsfest fortlebt, anstatt in's Zuchthaus zu gerathen, ist zweifellos ein schlimmer moralisirender Zug der Sage. Dein Traum handelt ganz anders und läßt auf das Vergehen, wenn es auch an sich geringfügig und knabenhaft ist, die Strafe folgen. Das wäre gleicherweise die rechte Moral für die Geschichte des Knechtes gewesen: Unredlichkeit, auch wenn sie sich noch so gut verborgen halte, bleibe doch nicht unentdeckt, sondern gerathe am Ende einmal durch einen Zufall, dessen sich die Gerechtigkeit bedient, an den Tag und zum Urtheilspruch.“

Die Worte Follarts regten ein wenig das Gefühl, als sei es ihm erwünscht gefallen, sich auf die zuvor an ihn gerichtete Aeußerung von Velenmerz eingehend

über einen anderen Gegenstand aussprechen zu können. Gundermann hatte während dessen sein Glas an die Lippen geführt, hörte indeß, ohne zu trinken, und erwiderte dann, den unberührten Punsch vom Munde absehend: „Das ist ein Gesichtspunkt, der mir noch nicht gekommen, — ich glaube, Du siehst die Märchenfabel, wie Du vorausgeschielt, zu sehr als Jurist an, Follart. Mir scheint, sie will kundgeben, wie ein Mensch, der ein Recht hat, ein menschliches Leben zu führen, daran aber durch unverschuldete Verhältnisse behindert wird, durch den Beistand gleichsam einer geheimen hilfreichen Naturkraft dazu gelangt.“

„Aber auf Kosten der Rechtschaffenheit, lieber Vater,“ wandte Follart ein.

Die Wanduhr auf dem Flur schlug, der Senator blickte auf die seelige und sagte überrascht: „Schon zehn Uhr?“ Er griff wieder nach seinem Glase, das er diesmal ausleerte; es lag kein beabsichtigtes Zeichen darin, doch der Gast sah es so auf und erhob sich vom Stuhl. Gundermann fragte: „Sie wollen doch noch nicht fort? Ich habe nur etwas gesagt, das mir gerade eingefallen, — wenn man mit fröhlich gelöster Zunge zusammen sieht, soll man nicht auf die Stunde achten, wer weiß, ob sie sich bald so wieder bringt. Sie haben uns mancherlei Neues erzählt, Ihnen kommt bei'm Punsch gewiß noch etwas Gutes.“

Der Angesprochene stand ungewiß, doch Tina äußerte jetzt: „Herr Lelenmerz ist zu Fuß in der Stadt und hat fast eine Stunde durch die Regennacht bis nach Hause. Die müssen wir wohl für ihn mit in Rechnung ziehen, wenn es für uns auch noch nicht spät ist.“

„Ja, gewiß, — beinah' eine Stunde, — ich danke Ihnen, Fräulein Tina, daß Sie für mich bedacht sind. Ich wäre gern noch geblieben, aber es ist besser, Herr Senator, daß ich ein andermal, — meinen besten Dank für die freundliche Aufnahme, der Abend war ja hübsch. Vielleicht darf ich hoffen, wenn das Wetter sich bessert, — Sie auch bald einmal draußen bei mir zu sehen. Ich will Verbesserungen an meinem Hause treffen, — Sie kennen es, glaube ich, im Innern kaum und könnten mir vielleicht raten, Fräulein Tina. Ich wäre Ihnen sehr dankbar dafür; ein Mann, der ganz allein in der Welt ist, versteht so wenig davon, was einem feineren Geschmack wohlgefällt.“

Die vom Punsch beredtere Zunge des Abschiednehmenden brachte es halb noch im Zimmer hervor, halb während er sich auf dem Flur in seinen gelblichen Macintosh einwidelte. Dann schloß Gundermann die Haustür hinter dem Fortgegangenen, die Zurückgebliebenen nahmen ihre Leuchter und wünschten sich Gutenacht. Es war zu empfinden, daß Follart nach einem Vorwande suchte, leines Grußtausches mit Dode benötigt zu werden und ihr Davongehen nicht bemerken zu müssen. Ihr den Rücken zugewandt haltend, trat er noch mit dem Senator gegen die Stubentür derselben hinan und sprach: „Mir ist's zu früh, um schon zu schlafen, lieber Vater; wenn Du mir das Hauptbuch, dessen ich vorhin Erwähnung that, noch herausgeben wolltest, könnte ich mir vielleicht die Augen an den Zähnen etwas ermüden.“

„Zeit noch? Ja, — wenn Du es wünscht“ — Gundermann griff in die Tasche, — „wo ist denn? Ich muß den Schlüssel verlegt haben, will drinnen nachsuchen.“

Der Schritt Dode's erzeugte, wie immer, keinen Laut, aber ein über den Flur herabfallender Lichtschein ließ auch bei abgewandtem Gesicht erkennen, daß sie mit ihrem Licht die Treppe hinaufsteige, und Follart antwortete: „Nein, dann bemühe Dich nicht erst, lieber Vater, — morgen, — ich finde heut' Abend droben wohl noch etwas Anderes für meinen Zweck. Gute Nacht!“

Der junge Mann beschäftigte sich noch eine Minute lang mit der Lichtscheere an dem Docht seiner Kerze, dann stieg er ebenfalls die Treppe empor. Als er die Thür seiner Stube hinter sich geschlossen, verwandelte sich fast jäh der Ausdruck seiner Züge. Es war, als falle etwas ihnen gleich einer Maße Aufgezwungenes herab und ein fremdes Gesicht, nicht dasjenige Follart Gundermann's, komme darunter hervor. Nicht mit der gleichmütig nüchternen Ruhe eines trocknen Juristen; zwischen einem zitternden Muskelspiel des ganzen Antlitzes sahen irr umschweifende, wie im Fieber glänzende Augensterne hervor. Nur kurz, dann, sich hastlos segzend, vergrub er das Gesicht in beide Hände.

Draußen rauschte einsilbig der Regen, und ab und zu kam dumpftönig der Schlag der Wanduhr vom Flur heraus. Follart sah ohne Veränderung, bis ihm zwölf Schläge an's Ohr klangen. Nun sah er auf und murmelte: „Mitternacht, — wenn ich den Hut der Zwerge hätte —“

Ein Zucken schnitt um seine Lippen, die halb vernehmbar vor sich hin nachsagten: „Was hülse er mir, — wer Dornen säet, muß Dornen ernten.“

Die Lust im Zimmer erstickte ihn, er öffnete, doch mit geräuschlosem Vorlicht das Fenster und blickte in die

lichtlos schwarz über Allem liegende Nacht. Dann wandte sein Gesicht sich langsam in die Richtung, wo es in der Nacht seiner Ankunft weiter an der Hauswand entlang einmal einen ungewissen Schimmer wahrnahmen. Allein heute durchdringt kein blaues Wettergelnicht die Finsternis, die schwer herabströmende Wolfsdecke barg nichts von elektrischer Kraft. Nur aus dem Fenster einer Erdgeschoss-Stube zur Rechten Follarts fiel noch durch niedergelassenes Rouleau ein matter Lichtschein auf das triefende Gartengebüsch hinaus. Sein Vater hatte sich noch nicht zur Ruhe begeben, sondern saß augenscheinlich noch thätig am Schreibtisch.

Die heftigen Sommerstürme hatten an manchen Orten auf dem Lande übeln Schaden angerichtet, das Korn niedergeschlagen, Böschungen zerstört, selbst da und dort Häusdächer fortgerissen, aber böser noch war ihr Hause auf der See ausgefallen. Zahlreiche Fischerboote kamen nicht wieder heim, und auch von manchen größeren Fahrzeugen blieb alle Nachricht aus; sie mußten mit Mann und Frau in Nacht und Brandung verschwunden sein. Andere lagen, auf Untiefen und Klippen geworfen, von der mühsam geretteten Mannschaft verlassen, durch die schriftliche Botschaft über den Schiffbruch einließ. Unter ihnen befand sich ein stattlicher, auf ein Riff an der Ostküste der Insel Gotland geschleuderter Schooner und ein vom Kapitän desselben aus Schweden an den Senator Gundermann eintreffender Brief theilte diesem in erster, kurzer Benachrichtigung mit, es sei die „Tina“, Mannschaft fast wie durch ein Wunder an's Land gekommen, Ladung und Schiff verloren.

Der Empfänger dieser schlimmen Meldung faltete das lakonische Schriftstück mechanisch zur Schmalheit eines kleinen Fingers zusammen, blieb, wohl eine Viertelstunde, stumm darauf niederblidend, sitzen. Dann stand er auf und weder sein Mund noch seine Miene verriet den Hausbewohner etwas von der erhaltenen Unglücksstunde. Er zeigte sich den Tag hindurch von heitererer Geselligkeit, als sonst; es war sein Thun von jeher, Nebles allein zu tragen. Am anderen Morgen trat der Buchhalter, um Briefe zur Unterschrift vorzulegen, bei ihm ein, blieb danach noch mit etwas befangenem Gesichte und äußerte dann: „Ich — sollt' es vielleicht nicht — sagen, Herr Se-senator, aber es ist ein Gerücht in der Stadt, die „Tina“ wär' untergegangen.“

Gundermann nickte ruhig: „Ja, es ist so, Carstens, doch die Mannschaft gerettet. Sie brauchen indeß noch Niemandem davon zu sagen.“

Der Buchhalter versetzte betroffen: „Als — so ist es wahr — mein Gott, die „Tina“ — man hätt' viel eher gedacht, der „Dode“ könnte 'mal was Böses passieren. Sie war so tüchtig und — sicher und muß das erleben. Aber Herr Se-senator — sind ganz ruhig dabei — die Leute — sind ja durchgekommen — und das Sch-schiff wird ja gewiß gut ver-sichert — sein. Dann geht's ja mit dem Unglück.“

„Ja, es ist unangenehm, nichts mehr. Natürlich war das Schiff versichert, — die Ladung ebenfalls.“

Der Senator drehte von den auf ihn gerichteten Augen des Buchhalters das Gesicht nach seinem Schreibtisch um, nahm aus einem Schubfache desselben einen Beutel mit holländischen Ducaten und fügte nach: „Heut' Mittag wird der Hamburger Wechsel präsentiert werden; hier, Carstens, bringen Sie es in Ordnung, ich habe noch andere Geschäfte.“

Der Beaufrat nahm das Säckchen und erwiederte: „Dann ist es ja in Richtigkeit, Herr Se-senator. Die gute „Tina“! Mein Gott, wie so etwas vom blauen Himmel kommt. Es hätt' mir wahrhaftig um die „Dode“ weniger leid gethan.“

Auch heute gab sich in der Stimmung Gundermann's keine Veränderung kund; als er am Mittag zu Tisch kam, sprach er seine Freunde über das endlich wieder eingetretene schöne Sommerwetter aus und plante fröhlich für sich und die beiden Mädchen eine Bekehrung an der nächsten Fahrt der „Dode“ nach einer der dänischen Inseln hinüber. Tina war sehr einverstanden damit; sie stellte sich den Aufenthalt auf dem Schiffe lästig vor, in ihre ruhigen Augen schien ein Glanz freudig vorausblickender Erwartung zu kommen. Die Suppe stand aufgetragen, Follart hatte sich indeß noch nicht eingefunden, und man wartete auf ihn. Doch umsonst; er mußte durch etwas abgehalten sein. So setzten die Anderen sich, schon früher von ihm kundgegebenem Wunsche gemäß, sich bei etwaigem Verspätet seinerseits nicht um ihn zu bekümmern, an die Mahlzeit. Dode aß rasch ein Weniges, dann stand sie auf und äußerte: „Vielleicht mögt' es nach dem Sprichwort, wenn ich gehe, daß er dann eher kommt.“ Es sollte wohl eine Scherzerede sein, doch der Tonlang ließ sie nicht als solche empfinden. Der Senator sah der Fortgehenden nach und fragte: „Was hat Dode?“ Tina antwortete: „Du weißt, sie ist manchmal etwas wunderlich; ich will die Speisen

für Follart warm stellen lassen.“ — „Ist er — hat er gesagt, ob er auf's Rathhaus gehe?“ — „Ich glaube, ja, denn ich sah, daß er ein dikes Buch unter'm Arm mitnahm, das er von Dir bekommen.“

Heiß und sehr still lag der Nachmittag über dem Hause. Gundermann saß in seiner Stube und von Dode war nichts zu gewahren; Tina gab sich einzig häuslicher Thätigkeit hin. Nur ein Weilchen lang ihre Stimme, mit einer anderen vermischt, hell auf. Henrich zur Modden kam wegen einer Anfrage vorüber, traf Tina auf dem Flur und diese teilte ihm den Plan ihres Vaters bezüglich der nächsten Fahrt der „Dode“ mit. Das gab ein kurzes scherhaftiges Hin- und Hergerede zwischen beiden; der junge Kapitän fragte, ob sie nicht Bedenken habe, ihr Leben in Wind und Wasser auf's Spiel zu setzen. Nein, erwiederte sie, sie vertraue ganz seiner Kundigkeit und Achtsamkeit. Eben das, meinte er, sei ein unsicherer Verlauf; kein Seemann habe gern ein junges Mädchen an Bord, da es nach altem Schifferglauben leicht die Augen blind mache, Klippen und Untiefen nicht rechtzeitig zu sehen. Tina antwortete: „Dann will ich Dode anrathen, die Fahrt nicht mit zu machen, so wird jedensfalls aller Gefahr vorgebeugt, denn von mir steht gewiß für keine Augen etwas zu befürchten.“ Sie lachte dazu und Henrich zur Modden lachte ebensfalls: „Ja, wenn Fräulein Dode nur nicht dabei ist, da riskir' ich's schon; das haben Sie richtig herausgeföhlt, Fräulein Tina, und ich will für die Fahrt noch ein paar Aushilfsaugen mitnehmen. Aber auf dem Schiff hab' ich das Commando, und was an Bord ist, muß Ordre pariren, außer dem Herrn Senator. Das sag' ich voraus zum Bedenken, Fräulein Tina.“

„Nun, darauf will ich's wagen; ich denke nicht, daß Sie Unnenschliches von Ihrer Mannschaft verlangen.“

Er reichte ihr die Hand und ging, sich an der Haustür noch einmal umblickend; über der Unterhaltung hatte er offenbar den Zwed, der ihn hergeführt, völlig vergessen. Das große Gebäude lag wieder lautlos, nur von den Lippen Tina's kam dann und wann ein Ton. Sie war eine Tochter ihres Landes, das nach dem Sprichwort „nicht singt“, aber heut' summte sie bei ihrer Arbeit ab und zu leisstimmig eine alte Volkslied-Melodie vor sich hin.

Am Abendtische fanden sich wieder nur dieselben drei Personen zusammen, wie am Mittag. Follart fehlte abermals, und der Senator fragte verwundert, wo jener sei; etwas von Unruhe klang hindurch. Tina erinnerte sich einer kürzlichen Aeußerung ihres Bruders, daß er einmal eine weitere Segelfahrt zu machen gedenke; wahrscheinlich habe er bei dem schönen Wetter plötzlich ein Boot genommen und diese Absicht ausgeführt. Das veranlaßte Gundermann zu der nochmaligen Frage, ob Follart denn nicht nachträglich zum Mittagessen gekommen. Tina wußte es nicht, sie hatte den Nachmittag so viel zu besorgen gehabt, daß sie ganz vergessen, sich danach zu erkundigen. Die gerade hereintretende Hausmagd gab Auskunft, nein, der Herr Bürgermeister sei nicht da gewesen. „Solches Ausbleiben ohne Benachrichtigung ist sonderbar,“ sagte der Senator; „er weiß doch von jeher, daß ich das Imnehmen der Haussordnung wünsche.“ Die Stimme des Sprechers hatte ein wenig Athembeklemmtes, er hustete ein paar Mal nach seinen Worten und fügte hinzu: „Ich bin etwas rauh im Halse, wohl ein bisschen Erkräftigung.“ Tina warf scherzend ein: „Der Herr Bürgermeister denkt vielleicht, für die oberste Respectperson in der Stadt sei eine Haussordnung nicht mehr zu fürchten.“ Dode hatte schweigend gesessen; sie stand jetzt auf und äußerte kurz: „Ich weiß, weshalb er nicht kommt, und will für fünfzig sein Fortbleiben verhüten.“

Sie ging, ehe Jemand sie nach der Bedeutung ihrer Worte zu fragen vermochte, rasch auf den Flur hinaus und weiter in den Garten. Es war August und das Taglicht jetzt um diese Stunde schon erloschen; doch statt vom weitächen, begann vom östlichen Horizonte eine Helle auszugehen. Während der Regenzeit hatte man bis heute nichts von dem abendlichen Vorhandensein und Zunehmen des Mondes bemerkt, aber nun schob sich die beinahe volle Scheibe über die Hügelwellen an der Hafenseite zum wolkenlosen Himmel heraus. Überallhin hub ein Glimmern und Blitzen an, eine rieselnde Glanzbahn durchzog das leicht bewegte Wasser. Dode war von der Rückseite des Gartens in's Feld hinausgegangen und blickte in die ungewiß umhergebreitete, wie mit silbernem Strahlennetz überzogene Ferne. Sie wollte nicht gerufen oder aufgesunden werden, um Rede stehen zu sollen, deshalb hatte sie sich aus dem Bereich des Hauses fortgegeben. Hier war es einjam still in schwülem, vom Feldzaun herüber ziehenden Geißblatt-Blüthenduft, nur Unkraut kam von einem Teich, eine Ohreule schob ihr einmal unhörbar dicht am Gesicht vorbei und ihr eigenes Herz schlug rasch hämmern. So schritt sie wohl eine Stunde lang hin und wieder, doch offenbar lag kein Grund für ihre weite Entfernung vom Hause vor, es suchte Niemand nach ihr. Mehr und mehr empfand sie deutlich, es denke

Niemand mehr an sie, bekümmerre sich nicht um ihr Thun und Bleiben. Nur äußerer Schein war's, daß es anders sei, innerlich beschäftigte Jeder sich allein mit seinem Trachten und Hoffen, Tina wie ihr Vater. Dode fühlte, sie könne lange abwesend sein, die Nacht hindurch, bis zum nächsten Mittag, ohne daß sie jemandem fehle. Sie konnte für immer fehlen, ohne von Jemandem entbehrt zu werden. Und sie besaß nichts, sich damit zu beschäftigen, kein Hoffen und Trachten.

Oder doch, eines. Langsam lehrte sie in den Garten zurück, setzte sich dort auf eine überschattete Bank. Die Worte am Abendtisch waren ihr wider Willen entflogen, aber sie hatte gesprochen, was ihr mit dem Hammerschlag als feier Entschluß in der Brust klopfte. Schon lange, Tag um Tag anwachsend, und als Unabänderliches stand es heute vor ihr. Ihr Vorhandensein bildete einen Mißlang im Hause; bis zum Beginn dieses Sommers war das nicht so gewesen, hatte der Senator ihr in seinem Herzen das Recht einer Tochter, mehr als Tina, eingeräumt. Doch seit der Rückkehr seines Sohnes war er forschcreitend verändert, in sich gezogen, sein Blick ruhte nicht mehr mit der ehemaligen freudigen Helle auf ihr, konnte manchmal fast etwas schweinische Ausweichendes besitzen. Es war der Einfluß Follart's, von dem Alles ausging, sein von Kindheit auf genährter, jetzt mit ihm großgewachsener Hass gegen sie, die Fremde, in die Familie rechtslos eingedrungene. Seit heute vermochte er sich nicht mehr zu überwinden, mit ihr am Mittags- und Abendtisch zusammen zu sitzen. Er konnte sie nicht aus dem Hause treiben und blieb fort. Aber solcher Wiederholung sollte es nicht bedürfen; sie ging von selbst.

Durch das Gartengebüsch schimmerte der Lampenschein aus der Stube des Senators, dann noch höher oben ein Licht im Zimmer Tinas; sie legte sich zu Bett, ihre Kerze losch aus. Dode hatte darauf gewartet; wenn das Haus ruhig geworden, wollte sie zu ihrem Pflegevater hineingehen. Doch sie blieb noch sitzen; was ihr Mund sprechen solle, wußte sie, aber sie saß noch über das Wie, bereitete sich auf die Entgegnung, welche die Kundgabe ihres Vaters hervorruhen werde. Und dann, auch die Heimkunft Follart's wollte sie noch erst abwarten, um nicht durch einen Zufall mit ihm zusammen zu treffen. So horchte sie durch die Nachstille auf seinen Schritt nach der Straße hinüber.

Dann fuhr sie plötzlich einmal zusammen. Sie hatte den Kopf zurückgelehnt und wohl einige Augenblicke, von Müdigkeit überwältigt, das Bewußtsein verloren gehabt; nun klug ihr ein herannahender Schritt an's Ohr. Doch kam er nicht von der Straße her, sondern rückwärts hinter ihr durch den Garten und eigener Art, wie von schwerfällig sich bewegenden Füßen. Das konnte Follart nicht sein; so lange sie dachte, kannte sie im Dunkel seinen immer gleichgebliebenen, schon in der Knabenzeit ruhig sicherem Schritt. Und dennoch war er's, seine Gestalt tauchte jetzt unweit vor ihr auf einem, offenem Platz in's fast taghelle Mondlicht. Verhaltenen Athems duckte sie sich auf ihren Schattensitz zusammen und sah hinüber. Etwas Sonderbares lag in seiner Haltung und seinem Verhalten; er blieb stehen und blickte starr gegen das Haus hin, nach dem Lampenschimmer seines Vaters, dann zum lichtlosen Fenster Tina's hinauf. Es regte den Eindruck, als schaue er sich, gehört und geschenkt zu werden, suchte behutsam von der Rückseite her zur Haustür hinzuschleichen. Nun setzte er den Fuß wieder vor, doch unverkennbar ging er schwankend, mit einer leicht hin und her taumelnden Bewegung des Körpers. Da fiel ein Baumshatten über ihn, und er verschwand.

Was bedeutete das? Dode stand aufgesprungen und horchte ihm nach. War es dahin durch seinen Widerwillen gegen sie gekommen, daß er nicht nur den Tag hindurch fortblieb, sondern Vergessenheit seines Mißmuthes bei der Weinstafse suchte und in der Nacht betrunknen nach Hause lehrte? Betrunken! Es ging Dode wie ein Riß durch die Brust. Alles hätte sie eher zu denken vermocht, als ihn in solchem Zustande. Höchst entstellte es ihr sein Bild, wie sie es immer als etwas Unwandelbares in sich getragen. Und sie war die Ursache, trug die Schuld daran.

Fraglos übte, wie die elektrische Spannung des Gewitters, auch das Vollmondlicht einen Einfluß auf die Erregbarkeit ihrer Nerven. Es trieb sie gegen ein inneres Sträuben körperlich fort; sie wußte nicht, was sie wollte, aber sie mußte ihm nach. lautlos huschend, folgte sie, hörte im Hause seinen Schritt die Treppe hinaufsteigen. Er nahm sich merkbar jetzt zusammen, kein Geräusch zu verursachen, doch die Verwirrung seiner Sinne mußte sich noch erhöht haben. Nach kurzer Weile knarrte leise eine Tür, deren Ton dem Ohr der Nachlauschenden genau und untrüglich bekannt war. Er hatte sich vergrißt, hielt das Zimmer Tina's für das Seinige und trat zu ihr hinein. Das Herz Dodes setzte, tödlich erschreckt, einen Schlag aus. Wenn sie, schlaflos liegend, droben auf ihrer Stube gewesen wäre

und er sich anders geirrt, ihre Tür geöffnet und plötzlich im Mondlicht vor ihr gestanden hätte —

In dem Zimmer, in das Follart eingetreten, war es so hell, daß jede Einzelheit sich deutlich unterscheiden ließ. Tina schloß bereits, doch drehte den Kopf bei dem Geräusch auf dem Kissen um und fragte: „Was ist? Müssten wir schon auf's Schiff? Und Sie kommen selbst, um mich zu holen? Das ist hübsch —“

„Bach' auf, Tina! Ich bin's.“

Eine gedämpfte Stimme sprach's, doch mit einer zwingenden Forderung, so daß die Träumende halb auffuhr und, die Augen öffnend, verwundert Antwort gab: „Follart, — ja, bist Du es, Follart? Warum schlafst Du nicht?“

„Es ist keine Nacht dazu, Tina.“ Er setzte sich auf den Rand ihres Bettes, griff nach ihrer Hand und hielt diese gewaltsam mit seinen Fingern umpreßt. „Als Kind habe ich manchmal nächtens so bei Dir gesessen, — lange nicht mehr, heute muß ich's noch einmal. Ich habe Dir etwas zu sagen, nur Dir, Abschied von Dir zu nehmen. Wenn der Tag kommt, bin ich fort von hier, für immer, Ihr seht mich nicht wieder.“

Seine Stimme zitterte, und Zittern durchlief seinen Arm, der ihre Hand hielt.

(Fortsetzung folgt.)



Nahrung verboten.

Die deutsche Burschenherrlichkeit.

Bon Hans von Stettin.

Sie ist eigentlich, aber Neffe Gerhard . . . oder richtiger vielleicht: Richter Elly hat immer die besten Burschen. Richter Elly ist, um Mißverständnissen von vornherein die Sprüche abzubrechen, nämlich die Ehefrau und strengste Herrin des Hauptmannes von Gerhard, meines wertgeschätzten Neffen. Und um mein liebes Richter nicht etwa noch weiteren Aufwendungen auszusetzen, die vielleicht gar Otto's Carrière gefährden könnten, erkläre ich vorweg feierlich, daß die „deutsche Burschenherrlichkeit“, welche ich im Sinne habe, weder mit der Wartburg, noch mit dem alten, braven Turnwahr Jahn, noch sonst überhaupt mit demagogisch-ländlichen Turnerträchtlichen Umtrieben irgend etwas zu thun hat. Otto und Elly's Bursche, — „unser Bursche“ sagt sie, „mein Bursche“ sagt er, — war allezeit, d. h. seit der Zeit, wo sie verheirathet sind, ein junger Grenadier, über dessen unzündbare Lippen niemals ein blutiges Lied kam.

Ich bin kein ganz junger . . . hm! seien wir ehrlich: ich bin ein älterer Onkel, und Elly und — hm! auch Otto sind von großer Güte mir gegenüber, es liegt wohl an mir, daß mir ein liebes Lächeln auf Elly's rosigem Lippen oft werther erscheint, als Otto's immer etwas dienstmäßig angehauchte Freundschaft. Ich gebe mich nicht der Illusion hin, daß er mich etwa gar des Verdachtes würdigt, ein erfolgreicher Courmacher meines reizenden Richters zu sein, — daß ich ihr freilich etwas den Hof mache . . . hm! wozu bin ich denn ihr „älter“ Onkel?! Und sie weiß, wie wohl jolchem alten Herrn ein Krausenlächeln, ein liebes Wort, wie wohl dem alten Junggesellen die Tuldung in einem behaglichen Heim thut.

Über diese Behaglichkeit aber wollte ich juß plaudern. Sie hängt nämlich nach meinen stillen Beobachtungen in einer Offiziers-familie nicht zum kleinsten Theile von der „Güte“ des Herrn Burschen ab, und diese wiederum ist ein Produkt seiner Erziehung.

Der Bursche des unverheiratheten Offiziers ist eine wildwührende Pflanze, ein oft recht herzlich ungeschlüssiger Dia-

mant. Er geht für seinen Herrn durch's Feuer, aber er trägt nicht selten dessen Strümpfe; er weiß die bosartigsten Gläubiger zu verscheuchen, aber er betrachtet es als heilige Pflicht, seinen Gebieter durch rege Mithilfesucht vor Nicotin-Bergfistung zu bewahren; er richtet alle Aufträge und Bestellungen auf das Pünktlichste aus, aber nur an den Orten, wo er für dieselben ein Trinkgeld einfaßt; er räumt das Zimmer auf, aber er schont den Staub dabei sorgfältig; er wählt die Teller der Lieutenants-Ausstattung ab, aber er zerbricht jede Woche einen des vorhandenen Bierfeldbund: mit einem Worte: in ihm steht ein goldener Stern, dem aber, — Ausnahmen bestätigen nur die Regel, — jede Entwicklung fehlt.

Der Bursche eines verheiratheten Offiziers ist in der Regel, was der Kaufmann Mittelware nennt. Es wäre eine große Überzeichnung, wollte man behaupten, daß die p. p. Petersen, Marens und Steinbelsis ausnahmslos mit der Naturanlage zum Silberdiener in den Salon der gnädigen Frau ihren Einzug hielten. Im Gegenteil, es wird schon dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Das müßte ein schlechter Kompanie-Chef sein, der aus dem letzten Erbaze sich nicht die gewandtesten und brauchbarsten Leute für die Gefreitenknöpfe reservirt; aus der Elite der Uebrigen werden demnächst erst die allerhöchsten Herren vom Major aufwärts mit Burschen bedacht, aus dem Reste die Herren Lieutenant und der strengste Capitano selbst, — des Feldwebels, der sich und seiner Frau meist noch einen besonders guten „Buher“ zuwenden weiß, nicht zu vergeßen.

Aus dem Mittelguß aber soll sich im Laufe weniger Wochen ein perfecter Silberbursche entpuppen!

Ich glaube nun eigentlich nicht, daß mein guter Otto der Zauberer ist, der einen ungelenken Bauerungen in fürchterlicher Frist zu einem Wunder von Dienst umwandelt. Nicht daß ich keine treffliche Einwirkung unterschätze, seine Bestimmtheit im Hause, die Klarheit aller Aufträge, die er giebt, den Respect, in dem er sich zu erhalten weiß, — nicht zuletzt auch ein Körnchen homericischer Deutlichkeit, das gegebenenfalls oft Wunder thut. Aber Otto ist ein vielgeplagter Mann und will, wenn sein Kompanie-Revier hinter ihm liegt, auch gern Ruhe und seidn häuslichen Frieden haben; es würde ihm wenig gefallen, nachdem er den ganzen Tag an den „alten Leuten“ und „Rekruten“ herumgearbeitet hat, daheim auch noch weiter zu erziehen. So ist also Frau Elly die Wunderthäterin, und nur in entscheidenden Momenten tritt Otto wohl mit dem ganzen Gewichte seiner Kompaniebeischlischen Autorität auf.

Neulich habe ich meine blonde Freundin deshalb in aller Form Richters interpellirt, und sie gestand es mir zu, daß meine Vermuthung die richtige sei.

Aber wie, wie in aller Welt, kleinste aller Deen, wie bringst Du alljährlich auf's Neue das schwere Werk zum glücklichen Ende?

„Das ist doch sehr einfach, Onkelchen,“ lächelte sie. „Ruhe und Geduld: das sind meine beiden Mittel, die noch nie versagt haben. Anfangs, in den ersten Jahren, ging's freilich bisweilen schief: ich wurde heftig, ich lief zu Otto: Otto kam und dominierte wie ein Bierler, — der Erfolg war, daß seine gute Laune für den ganzen Tag hin war, daß ich schließlich Mitleid für den angegröbten Tropfach hatte, und daß dieser selbst seine eigene Ungehorsamkeit nur noch übertrumpfte. Jetzt helfe ich mir selbst, und seitdem ist Alles in der schönsten Ordnung: auch die Burschen-Erziehung will eben gelernt sein.“

„Sehr richtig, mein weises Richtchen! Mancher lernt's aber nie. Du könneß mir eigentlich zum Nutz und Nutzen Deiner Mitjwestern im Ward eine kleine Lecture geben, die ich sehr sänberlich für dieselben in artige Verslein bringen würde.“

„Verse, — von Dir? Um aller guten Burschen willen, Onkel, das wäre ja entsetzlich,“ meinte die reizendste aller unartigen Richter, hieß mir aber schließlich, nachdem ich mich feierlich zur Prosa verpflichtet, doch eine kleine Vorlesung.

„Die erste Hauptfache,“ so begann sie etwa, „ist, daß man von dem Burschen nur verlangt, was man von ihm verlangt darf. Es ist Otto's Verdienst, mich darüber von Anfang an gründlich aufgeklärt zu haben: er würde nie dulden, daß unser Silberdiener eine Arbeit verrichtet, die mit dem Rode des Königs in Widerspruch steht. Du wirst ihn bei uns etwa niejeniger zuhören, mit dem Henfellorbe am Arme über die Straße gehend oder gar Babys Wagen schiebend gesehen haben, — Alles gewiß sehr ehrenwerthe Beschäftigungen, besonders die letztere, aber doch Beschäftigungen, die für einen Soldaten nicht passen und die Peter oder Paul mit unzuträglich machen.

Die zweite Hauptfache ist, daß man auf der guten Grundlage, welche in der Kaiserne gelegt wurde, weiter baut, daß man die Sauberkeit, Willigkeit und den stricken Gehoriam, die ihm dort anerzogen wurden, gründlich benutzt. Solch' Mann ist an eine streng geregelte Thätigkeit gewöhnt, und diese muß man ihm auch im Hause schaffen. Jeder neue Bursche bekommt daher von mir eine geschriebene Tageseintheilung (das heißt, ich habe sie aufgeschrieben, und Otto schrieb sie ab, — ichob mein Schlußfuchs ein), die mit dem Aufstehen beginnt und ihm im Allgemeinen für jede Stunde seine Arbeit zuweist: Heizen, Ottos Stube aufräumen, Lampen in Ordnung bringen, Decken, Silberpuhen x. Daß diese Tageseintheilung oft über den Haufen gestoßen wird, schadet nichts, — sie bleibt für ihn, besonders im Ansange, doch ein vorzüllscher Anhalt und hat sich immer bewährt.

Sehr wichtig ist es dann, daß Herrn Peter jede Obliegenheit eingehend gezeigt, erörtert und vorgenacht wird. Ich muß das, etwa beim Heizen, natürlich dem Mädchen überlassen und kann nur controliren, daß es geschieht. Das Deken zeige ich ihm aber, — Frau Elly blieb etwas solten auf ihre häuslichen, wohlgepflegten Fingerchen, — ebenso das in Ordnung bringen der Lampen und Ähnliches. Es wirkt ganz anders, wenn die Frau des Hauses das selbst thut, der Bursche gewinnt mehr Interesse, er denkt: „Die versteht's, da muß du aufpassen!“ Aber nur in den seltesten Fällen genügt ein einmaliges Zeigen, man muß sich Ruhe und Geduld und wieder Ruhe und Geduld predigen, wenn man zum Ziele kommen will.

Schwerer schon ist das Bedienen bei Tische, denn die Künste des Servirens sind den braven Leuten natürlich völlig böhmische Dörfer. Auch hier muß Instruieren allein gar nichts, es muß ejercirt werden: so lasse ich denn den Tisch decken, sehe mich, — innerlich oft vor Lachen fast sterzend, — ganz ernst und feierlich an die Tafel, sage ihm: „Da sitzt Frau von X., dort Frau Oberst, dort Monsieur Yo und so!“ und er muß, mit der Suppe beginnend, servieren. Es gibt natürlich nur leere Schüsseln, ich werde Dich aber das nächste Mal zu einem solchen markirten Diner einladen, Onkelchen!“



Spielerei. Von Karl Mücke — Siehe Seite 31.

Carl Mücke Düsseldorf
89

"Danke verbindlichst. Es ist mir schon lieber, gestreng Herrin, wir halten's wie bisher. Aber weiter, mir weiter." „Ja, also: Otto nennt meine Lehrart die applicatorische Methode. Der Wirtshaus muß nach einander lernen, die Schülern gerade und tief genug zu halten, nicht vor den verehrten Gästen mit seiner sogenannten Patchhand vorbeizugreifen. Wein einzuschenken &c. Ich lasse dann wohl auch ab und zu eine Gabel fallen und helfe meinem jungen Freunde auf die Sprünge, wenn er nicht weiß, was er mit dem seltsamen Instrumente beginnen soll, oder verlange plötzlich ein Glas Wasser, — das sind solche kleinen Scherze, welche die Übung, die Mutter aller Weisheit, von selbst eingeht. Ganz ebenso wird schließlich auch das Herumtreiben des Käfes eingebübt. Bei größeren Gesellschaften aber bekommt Peter ein Tableau in die Hand gedrückt, auf welchem die Reihenfolge der Gerichte mit obligaten Rundglossen aufgezählt ist. Da steht also etwa:

Steinbutter mit Champignon-Sauce. Bei Frau von X. anfangen, — rechts herum; nach dem ersten Herumtreiben neue Sauce aus der Küche. Nach dem zweiten Herumtreiben Teller und Gabeln abnehmen. Neue Teller, neue Gabeln.

Hammettrüden (Sauciere nicht vergessen!). Bei Frau Oberst anfangen, — links herum &c. &c.

Das Schlimmste aber kommt noch: das Anmelden von Be such nämlich. Ich gestehe offen, Onkelchen, hierbei scheitere ich fast regelmäßig zunächst. Unsere Leute, — es ist eigentlich ein Dohn auf untere ledigen gesellschaftlichen Verhältnisse und ein Ruhm für die unverdorbenen Naturkinder, — können nichts schwerer begreifen, als die Nothwendigkeit einer kleinen Lüge. Die herrliche Redensart: „Die quäglige Frau sind ausgegangen“, kommt stets nur widerstrebend über ihre Lippen, und daß ich's nur gestehe, sie ihnen einzuprägen, kostet mich jedes Mal Überwindung.

Aber das Letztere sind doch nur Nebendinge, und das Wichtigste vergaß ich fast: man muß solchem braven Manne, den sein Schicksal zu ungewohnten Aufgaben bestimmt, die Lust und Liebe an seiner Thätigkeit erhalten. Ich möchte seine Parallele mit anderen Frauen ziehen, aber ich kenne deren verschiedene, die durch ewige Unzufriedenheit und unausgelebtes Körperl an den Menschen und sich das Leben zur Hölle machen. Zur rechten Zeit soll man auch einmal fügsam gerade sein lassen und über einen Fehler hinwegsehen können, — zur rechten Zeit soll man auch mit einem freundlichen Worte der Anerkennung nicht lassen. Und es schadet auch nichts, wenn das Lob durch eine kleine äußere Beihilfe verstärkt wird. Otto und ich haben es nicht für zweckmäßig gefunden, unseren Burschen stets, völlig freie Bestätigung zu geben, denn er darf nicht unruhig verwöhnt werden, aber wir erlauben uns dafür, seinen Fleiß und seinen guten Willen durch recht häufige „Einladungen“ zu frästigen, und am Weihnachtstag findet er stets sein Tischchen unter dem lichterglänzenden Tannenbaum gedeckt. Kleine Geschenke erhalten die Freundschaft, das gilt auch hier.“

„Du bist eine Perle, Stein Elly! Nun aber eine persönliche Bitte: mein alter Johann sieht sich am ersten Oktober zur Ruhe, — könnet Ihr mir nicht Euren Peter nach seiner Entlassung vererben?“

Sie lächelte.

„Da kommt Du schön an, Onkelchen! Unsere Burschen sind immer bereits Monate vor ihrer Entlassung fest engagiert, — Peter wird Silberdiener bei Exellenz W., und ich denke, er soll meiner Erziehung Ehre machen, wie wir umgekehrt die Gewiheit einer Verjährung für unsere Leute nach ihrem Scheiden als einen mächtigen Sporn für sie betrachten. Aber den nächstjährigen verspreche ich Dir hoch und heilig... unter einer Bedingung.“

„Und die wäre, Nichten?“

„Dah er auch später bei festlichen Gelegenheiten bei uns anwählen darf.“

„O Du berechnende Creatur.... Du schlaueste aller Frauen!“

Elin zuckte die Achseln: „Aber wozu hat man denn solchen alten Onkel?“ meinte sie lachend.

„Alten Onkel?“ wollte ich vorwurfsvoll und schmollend sagen, aber da kam schon kleiner Babyschen in's Zimmer getanzt und jubelte: „Mama, Mama, Onkel Johann hat in der Küche erzählt, Onkels Haar ginge abzunehmen.... ist denn das wahr, Mama?“

Der Schlingel!

Aber gegen den alten Onkel kann ich nun doch wohl keinen Einspruch erheben.

Nachdruck verbieten.

Sehnsucht.

Von Detlev Freiherrn von Liliencron.

Ich ging den Weg entlang, der einsam lag,
Den stets allein ich gehe jeden Tag.
Die Heide schweigt, das Feld ist menschen leer,
Der Wind nur weht im Knickbusch um mich her.
Weit liegt vor mir die Straße ausgedehnt,
Es hat mein Herz nur dich, nur dich ersehnt.
Und kämest du, ein Wunder wär's für mich,
Ich neigte mich vor dir: ich liebe dich.

Und im Begegnen, nur ein einz'ger Blick,
Des ganzen Lebens wär' es mein Geschick.
Und richtet'st du dein Auge fast auf mich,
Ich trozte, Mädchen, dir: ich liebe dich.
Doch wenn dein schönes Auge grüßt und lädt
Wie eine Sonne mir in schwerer Nacht,
Ich zöge rasch dein süßes Herz an mich
Und flüstert' leise dir: ich liebe dich.

Nachdruck verbieten.

Der Erste!

Von Ilse Kravau.

Sie ist nachher eine Berühmtheit geworden und hat mit ihrer großen Kunst und ihrer prächtigen Gestalt, mit ihrem edlen Feuer und mit ihren sonnenblonden Kraushaaren die Geister und die Herzen bezwungen. Aber die sonnenblonden Kraushaare und die schöne Gestalt waren viel eher da, als die schwere Kunst, und das Feuer war noch ein wildes Flackern, — da ging es der Steffi gar nicht nach Wunsch.

Es war ihr erstes Engagement. Das leichte, frische Wiener Blut war mit bedrücktem Herzen von der heiteren Vaterstadt und der weinenden Großmutter geschieden und zu den Braunschweigern gezogen, die so gut gewesen waren, sie zu engagieren.

Sonst batte Niemand sie gewollt. In der dramatischen Schule in Wien galt sie nur erst als das, was sie war: als ein noch unerwähltes, wenigstens hochbegabtes Geschöpf. Aber wie viele Gaben entwideln sich nie, wie viele Talente fallen unreif ab! Die Collegen erzählten sich lachend, sie sei als Maria Stuart in gänzlich zerstörten Kleidern von der Bühne gekommen, so maschlos habe sie gespielt. „Lernen! lernen! studieren! sich selber bändigen und die starken Naturgaben in's schöne Werk der Kunst zwingen!“ das sagten ihr Freunde und die Recitenten.

Und sie wollte ja gern lernen, aber man kann doch nur schwimmen, wenn man im Wasser ist! Und leben mußte sie doch auch, und wie soll man das machen, wenn man arm ist? Da muß man sich eben um eine Stelle bewerben, die man vielleicht noch nicht ausfüllen kann, muß den besten Fuß vorsetzen und zuversichtlich thun, je wohl gar ein Bischen ausschneiden, nur damit der Director und die Collegen nicht merken, wie grün man sich selber noch fühlt.

So war sie nach Braunschweig gekommen, aber ach! hier hinter den Bergen wohnten auch Leute; sie sah es mit Er schrecken ein. Und diese Leute schienen das Geheimniß ihrer künstlerischen Urreise überraschend schnell herausgebracht zu haben. Die Kritiker sprachen ganz ungern davon. Die tragische Liebhaberin, in deren Stelle sie allmählig zu rücken gehofft, stand dazu so steifbeinig an ihrem Platze, wie es ihre schon etwas zitterige Persönlichkeit nur irgend erlaubte, und hielt ihre Julien, ihre Gretchenrolle verzweifelt fest. Und als einmal der Robold Zusall in Gestalt eines Hexenschusses ihr in's Kreuz fuhr und die Steffi aus Wien statt ihrer das Gretchen spielen durfte, da hatte sie zwar Jugend, Schönheit und Natürlichkeit für sich, aber es war doch nicht das echte sinnige, innige Bürgerkind, dieses Gretchen; es sprach wienerisch und war „a bissel aichnappig“ (wie Steffi später selbst zugestand), und erst in der Kerkercene entfaltete sich die leidenschaftliche Kraft, die ihren Vorzug ausmachte.

Aber die alte Schauspielerin hatte diese Scene viel klagen, viel trauriger geweilt, und man konnte sich mit dieser neuen, heftigen Auffassung nicht zufrieden geben. Nur die oberste Gallerie lästerte; die Kritiker putzten ihre Brillen, um die schöne, plastische Gestalt besser sehen zu können, aber sonst rührten sie die Hände nicht für sie.

Und als die Steffi, zu Tode erschöpft, siebend und zitternd nach Hause kam, las ihr schon die Frau, bei der sie wohnte und die eine alte Theatergängerin war, gefährlich den Tropf, während sie den Thee einüschen und die Wurstscheiben aus dem Papier nahm, die Steffi heute zum ersten Male brüderlich zurückwies.

„Sehn Sie woll, nu sind Sie faul,“ sagte die Alte kopfschüttelnd, „aber Fräulein, das geht Allens natürlich zu. Sie sind ja auch zu sehr in's Zeug gegangen, daß ich denk, Ihnen kommt was an, Krämpfe oder so was. Sie sollten sich nicht so abmararden, sonst is das en saures Brod, und ich sah das auch garnicht ein. Es is ja wahr, daß der Haust schlecht an Ihnen gehandelt hat, aber wenn Sie so'n resolvirtes Frauenzimmer wären, die so freischen und aufgelehren kann, wie Sie zuletzt gehan haben, denn hätten Sie woll auch vorher, zu rechte Zeit, zu ihm sagen können: hör mal, Heinrich, so uno so, und Du hast mir als en ordentlich Mädchen gelannt, nu sich auch zu, daß Du thust was recht is, und so weiter. Räumlich so hätt ich an Ihre Stelle gesagt, das is meine Meinung, aber was die Schauspieler sind, die haben da woll andere Ansichten über, als wir Bürgersleute. Bloß mein' ich, Sie hätten denn auch nich so trampeln sollen zulept. Mir ging das durch und durch, als ich do so bei jah. Ich krieg es mit die Angst. Ich wollt all immer runterrufen, ob ich nich mit en Brausepulver kommen soll....“

Auf diese Rede hatte Steffi erst laut gelacht und war dann in ein herzbrechendes Weinen verfallen; und in der Nacht war sie schier an ihrem Talente und ihrer Zukunft verzweifelt.

Das war kurz vor dem Ferienanfang gewesen, und als die Bühne für den Sommer geschlossen ward, da war von Wieder kommen zum Herbst keine Rede. Die Collegen zerstreuten sich; die meisten von ihnen bezogenen ein Hamburger Sommertheater, auch die tragische Nebenbuhlerin war dabei, und so bekam Steffi keine Aussicht zum Mitziehen. Sie mußte sich in Gottesnamen daran machen, ihre Rechnungen zu beglichen und ihre Garderobe zu paden zur Rückreise nach Wien. Ach, diese Garderobe! Sie braunte ihr unter den Händen, wie sie sie traurig aus den Schränken nahm und zusammenfaltete. Sie hatte kaum etwas davon getragen.

Und die alte Großmutter in Wien, die einzige Angehörige, die ihr noch lebte, hatte doch all das bisschen ersparte Geld dafür verbraucht, das ihr der kleine Kram, der Handel mit Nadeln und Band, eingebracht hatte. Sie hoffte auf die Einführung wie auf ein wohlbestelltes Saatfeld und wog geduldig ihre Baumwollfräuleinchen, bis die Steffi berühmt und reich wiederkomme und sie für alle Einzelheit und Herzensruhe entschädige. Gut, daß die arme alte Frau ihrem Liebling nicht leben konnte in dieser Nacht. Steffi packte ihre Koffer und Körbe und weinte dabei. Die Hausvirthin war zu Bett gegangen, nachdem sie ihr bis zwölf Uhr geholfen, unter allerlei er müdenden Vorstellungen und Ermahnnungen, die sie lachend, oder trostig angehört hatte. Nun war sie allein und aller Trost gewichen.

Das niedere Zimmer war von den drei Lampen, welche brennend überstanden, taghell und heiß, troß der offenen Fenster. Sie rannte hin und her, vergaß, was sie thun wollte, blieb mitten in der Stube stehen, schlugte manchmal und kückte sich dann wieder, ihre Augen trocken, über die offenen Körbe. Zuweilen trat sie wie in Verzweiflung an eins der Fenster, um die süße Nachluft einzusaugen, die voll Stryngenduft über den Platz draußen strömte. Es war mondhell und eine löst

liche, hilfe Zuminacht; die Mondstrahlen fielen in allerlei phantastische Winde und Durchsichten hinein, und die Fenster der alten Burg Dankwarderode blühten wie blaue Spiegel.

Aber morgen früh um sieben geht ja der Zug ab, und da muß Alles fertig sein. Also nur wieder zu den Schränken. Sie nahm das Kleid heraus, das sie als Gretchen getragen; ein plötzlicher Jorn blieb in ihren Augen, und sie warf es hastig zu Boden. Dann bekam sie sich, daß die Großmutter gerade für dieses Kleid vierzig Gulden geopfert hatte, und sie hob es sensibel wieder auf, streichelte den weichen blauen Stoff und legte es vorsichtig zusammen. Aber darüber ward ihr so Hoffnungsarm, so bitter elend zu Muth, daß sie auf einen Stuhl sank, den Kopf auf die Fensterbank legte und laut hinausweinte. Ein leiser, sehnlicher Nachtigallenflug kam, wohl aus fernen Gärten, herüber und umschmeichelte ihr Ohr, machte sie noch weicher, noch widerstandsloser.

„Ja, Du hast gut jungen“, fliegte sie, „aber ich! wie soll ich nun heimgehen? Wär' ich nur nimmer da, wär' ich nur tot!“

Da kam unten ein Schritt heran, leicht, aber straff, militärisch. Sie hob mechanisch den Kopf: es schien dicht am Hause vorüberzugehen, dann umzukehren. Es wird der Schutzmann sein, dachte sie, und legte den Kopf wieder auf die Arme.

Da — der Schritt kam noch einmal vorüber und noch einmal, langsam, zögernder, ein Säbel kletterte leicht; dann war's wieder still. Nun wurde doch die Rengier wach; sie strecte den Kopf hinaus und gewahrte eine schlante Gestalt, die unverwandt, wie es schien, zu ihrem Fenster emporstarzte.

Sie konnte das Geicht nicht erkennen, denn es war im Zimmer noch heller, als im Mondchein draußen. Er aber schien sie jetzt plötzlich zu erblicken, denn auf einmal räusperte er sich, und dann rief eine jugendhelle, schüchterne und zugleich begeisterte Stimme heraus:

„Leben Sie wohl, mein Fräulein, ich habe Sie sehr geliebt!“

Und dann, wie im Schreien über seine eigene Schönheit, lief der Sprecher im Sturmschritt hinweg, daß der Säbel noch lange strahlend rasselte.

Hodauß jauchzte die ferne Nachtigall.

Steffi aber rieb sich die verweinten Augen, — dann rief sie sie auf, wie ein Kind, dem man Angst gemacht hat: „Du kriegst nichts zu Weihnachten“, und vor dem nun doch der Tannenbaum in aller Lichterpracht aufglanzte. Sie holte tief, tief Athem.

„Also doch! troß meines schlechten K's, troß meines wilden Spiels, troß der älteren Rivalin, die Alles so viel, viel besser versteht! Wer war es wohl? Ach, das ist einerlei. Es war eben Einer! doch Einer! Nun kann ich doch zur Großmutter sagen: Viel Gutes haben die Braunschweiger nicht an mir gefunden, aber, Großmutter, Einer, Einer hat mich sehr geliebt!“ Sie lachte selig in sich hinein. „Wie wird sich die Großmutter freuen! Es war doch schon Einer. Ein Junger“. Und dann, nur halb klar gedacht, nicht gesprochen: „Jugend versteht einander. Er wird auch manchmal a bissle wild zu haun, wilder als die älteren Kameraden; a bissle wild zu lachen, als er soll. Das gibt sich. Wir werden's beide lernen. Wollen nicht verzagen, Steffi, nicht verzagen!“

Wie leicht ihr jetzt die heiße Arbeit von der Hand ging. Sie fand noch Zeit, eine Stunde zu schlafen, ehe sie auf den Bahnhof mußte, so schnell stieg Alles nach dem Tacte der törichtlichen Worte, die auch noch durch ihren Traum fortgausteten. Durch ihren und durch den Traum des blutjungen Offiziers, der die Worte hinausgerufen hatte und glühend und berauscht von Liebe und Glück und Nachtigallenflug und Mondchein auf sein Bett gefunken war. Dicht neben ihm stand der Rosenstrauss, den er ihr noch in's Coupe hineinwerfen wollte.

Aber als er erwachte, war die Zeit verflossen, und die Steffi war lange fort, war mit einem feuchten, däubzärtlichen Blick auf die alte Stadt davongefahren. Er wartete die Rosen in die Öde, aber er betrübte sich nicht darüber. Er hatte es ihr doch gesagt! Sie wußte es nun doch. Er war sehr glücklich. Ja, ein Herz muß man sich lassen; sagen muß man's. Und das hatte er gethan. Die Junisonne schien auf zwei Glückliche mehr in der Welt. O du reiche, genügsame, süße, grüne Jugend!

Nachdruck verbieten.

Literarische Plaudereien.

Der „religiöse Roman“ in England und Amerika.

Von Käte Freiligrath-Kroester.

Renne mir der Roman die ethische Aufgabe hat, der Spiegel seiner Zeit zu sein, so wäre die geistige Strömung des heutigen Tages unzweck in dem viel geprägten, geschmähten und gelesenen Romane „Robert Esmere“ zu erkennen. Von diesem religiösen Roman, wie er allgemein bezeichnet wird, sagte Gladstone, der sich bekanntlich von jener mit theologischen und kirchlichen Fragen eintrig beäftigt hat:

Dieses Buch ist ausnehmend das Product seiner Zeit und wird wahrscheinlich einen nachhaltigen, oder doch wenigstens fühlbaren Eindruck hinterlassen; jedoch nicht bei dem gewöhnlichen Leibbibliothek-Publicum, sondern bei denen, die auf jedwelchem Gebiete der tiefen Gedankenströmung der Zeit folgen.“

Dass ein solches Lob von solcher Persönlichkeit das Buch nothwendigerweise bekannt machen mußte, liegt auf der Hand. Eine Auslage folgte der anderen; die geistreiche Verfasserin, Mrs. Humphrey Ward, hat es meisterhaft verstanden, der religiösen Sentenz ihres Buches einen jolch' ergreifenden reinmenschlichen Hintergrund zu geben, daß sie dadurch ihren Ideen bei tausenden und aber tausenden von Lesern Gehör verschafft hat, die sich sonst mit diesen Fragen schwerlich befähigt haben würden. Ohne diesen tiefen und gediegenen Kern hätte „Robert Esmere“ (in recht guter deutscher Uebertragung fürslich bei J. H. Schorler in Berlin erschienen), troß Gladstone's Lob sicherlich nicht solchen Erfolg gehabt.

Es ist ein eigenhümlicher Zufall, daß vor ungefähr sieben bis acht Jahren Gladstone einen anderen „religiösen Roman“ an's Licht zog und zum Bilde der Saison mache, wie es „Esmere“ neuerdings gewesen ist. Es ist dies der zu seiner Zeit fast ebenso viel gelesene und besprochene „John Ingaleant“ von James Shorthouse, und unwißkürlich drängt sich ein Vergleich der beiden Romane an, von denen jeder in seiner Art trefflich genannt werden kann, so verschieden sie auch sonst von einander sind. „John Ingaleant“ spielt sich auf einem breit angelegten historischen Hintergrunde ab; „Robert Esmere“ hingegen ist ein

selbe, nachdem sie bereits vorsichtig gespült ist, nochmals durch Wasser gezogen wird, dem etwas Spiritus und Terpentin beigemischt ist. 3 Schlossel Spiritus und 1 Schlossel Terpentini sind für 4 Eimer Wasser ausreichend. Nach dem Ausdringen wird die Wäsche zum Trocknen an die freie Luft gehängt.

Baleška in Thorn.

Aufstrich von Messing-Schlössern (XVI, 104). — Man überzieht häufig Messing-Schalen, um das Buhnen entzündlich zu machen, mit einem farblosen Lack, der im jedem Drogen-Gefäße zu erhalten ist. Bei Messing-Schlössern, die viel benutzt werden, würde man aber doch mit der Zeit Grünspan entziehen. Besser und nachhaltiger möchte sich ein Aufstrich mit einem klaren Goldlack erweisen, welchen Sie auf folgende Weise leicht und billig herstellen können: Man zieht zu einem halben Liter Spiritus von 95°, 25 Gr. besten Schellack und 2 Gr. Drachenblut, schüttet die Flasche tüchtig um und wiederholt dies Umschütteln während einer Woche täglich einmal. Dann gießt man die klare Flüssigkeit in eine andere Flasche ab und setzt noch so viel Spiritus hinzu, bis der Lack sich mit einem Kamelhaar-Pinsel streichen lässt. Durch Zusatz von Gummigut kann man nach Belieben verschiedene gelbe Farbenton erzielen. Will man den Aufstrich vornehmen, so muß man die abgenommenen Schlösser bis 80° R. erhitzen. Dann wird der Lack mit einem breiten Kamelhaar-Pinsel schnell aufgetragen, wonach man die Schlösser in einem warmen Ofen eine halbe Minute trocknen läßt.

H. S. in Aarau.

Zander (XVI, 168). — Nachdem der Fisch geschuppt, ausgeweidet, von den Flossen befreit und tüchtig gewaschen ist, zieht man ihm die Haut vom Rücken ab, spülkt ihn dicht mit feingeschnittenem Speck und salzt ihn innen und außen. Hierauf legt man den sauber zubereiteten Zander mit dem Rücken nach oben in eine Bratpfanne, giebt etwas Gewürz, Lorbeerblätter, Zitrone, sowie auch einige Scheiben Zwiebel hinzug und gießt dann eine halbe Flasche Rheinwein und etliche Tropfen französischer Essig darüber. Man bedeckt nun den Fisch mit einem Butterpapier und läßt ihn unter häufigem Beobachten in 1½ bis 2 Stunden gar werden. — Um die Sauce sämig zu machen, fügt man einige rohe Eigelb, die mit Butter und einem Theelöffel Mondamin geschlagen worden, hinzug, nimmt sie aber sofort vom Feuer, sowie sie anfängt düß zu werden.

H. M. Berlin.

Gurkenwasser (XVI, 136). — Die Gurke findet vielfach zu Schönheitsmitteln Anwendung, zu Gurkenwasser, Gurkennmilch, Gold-creams, Gurken-Essenz und Haut-Pomaden. Der Werth dieser wie der meisten Schönheitsmittel ist etwas zweifelhaft und beruht vielfach auf Einbildung. Am wirksamsten erweist sich die Gurken-Pomade; sie erhält und verbessert die Gesichtshaut und ist wegen ihrer angenehm kühlenden und bleichenden Eigenschaft besonders denjenigen Damen zu empfehlen, die Neigung zu Hühnchenhaut haben. Die Herstellung ist leicht und einfach und stellt sich zur Sommerszeit sehr billig; doch möchte ich ratthen, nur das feinste Olivenöl und wondriglich weiße Gurken zu verwenden. Nachdem man einige Gurken gerieben hat, vermischt man sie in einem Porzellan-Gefäß mit einer gleichen Menge von Olivenöl und stellt dann das Gefäß in einen mit Wasser gefüllten Topf, daß bis zum Sieden erhitzt wird, während man die Mischung stets umrähet. Hierauf gießt man dieselbe durch ein Haarsieb, fügt frisch geriebene Gurken hinzug und versöhnt auf gleiche Weise noch zwei bis drei Mal. Die sehr ölige, glänzend weiße Pomade wird am besten Abends vor dem Schlafengehen angewendet. Man wäscht das Gesicht mit kaltem Wasser, reibt dann etwas von der Pomade ein und wischt endlich das Gesicht mit einem feinen Tuche sanft ab.

Minna H., Straßburg.

Nachdruck verboten.

St. Valentins-Tag.

Von Marie von Olfers.

Mit Stichen von der Verfasserin.



Amor, sagt man, sei ein Kind,
Aber es wächst nur zu geschwind.

Die wenigsten Menschen in Deutschland haben wohl eine Ahnung von dem freundlichen Heiligen Valentin, der wie ein Liebesbote mit dem Lenz erscheint, um die Jugend zu vereinigen. Britanniens und seine Dichter wissen desto mehr davon zu erzählen.



Seelchen, komm' heraus,
Der Lenz ist da, der Winter ist aus.

Verlag von Franz Kipperheide in Berlin W, Peterstraße 38.

Spencer nennt ihn den Tag, an welchem Amor höflich ist. Shakespeare, Walter Scott, Boz und viele Andere erwähnen ihn. Die frühesten poetischen Spuren finden sich bei dem Poeten Lyndgate, den Earl, Herzog von Orleans, 1415 zu Poitier gefangen genommen.

Chaucer grüßt den Tag als Schluss des Winters; er singt
— ich übersehe frei:

St. Valentines steht auf den sonnigen Höhn,
Vertreibt die schwarzdunkle Nacht.



Mäuschen,
Komm aus deinem Häuschen,
Kleiner Dieb,
Hab dich frechlich.

Es singen die Vöglein mit Freudengetön
Das Lob seiner lieblichen Macht.
Er einigt die Pärchen, sie jubeln zu Zweien.
Die Seine sandt Jeder im wonnigen Maien!

Misson, ein Reisender Anfang des vorigen Jahrhunderts, schreibt: „Am Abend des St. Valentins feiern die jungen Leute in England und Schottland nach alter Sitte ein Fest.“

Jünglinge und Jungfrauen versammeln sich in gleicher Anzahl,



Es lenzt nicht, eh'
Gewesen Schnee.

schriften ihre Namen auf verschiedene Zettel, welche verlost werden, sodaß jedes Mädel einen Jünglingsnamen, der Jüngling den des Mädchens erhält.

Eins ist nun des Anderen Valentin.

Die jungen Pärchen, welche das Geschick vereinigt, geben allerlei Feste, Bälle, Abendessen, und nicht selten endigt der Spaß im Ernst echter Liebe.“

Man hat sich viel Mühe gegeben, den Ursprung dieses Festes herauszubekommen. Einige wollen es von den Lupercalien her-



Ein wenig Liebe wärmt oft mehr,
Als tausend Flammen rings umher.

leiten, diese waren aber am 15. Februar. Einiges Heidnisches mag wohl zu Grunde liegen; wir brauchen uns dessen nicht zu schämen, ist doch manches freundliche Naturfest auf uns übergegangen, geweiht durch einen heiligen Hauch, welcher den unbewußt nach der Gottheit trachtenden Geist mit überirdischem Licht bestrahlt.

St. Valentin war ein römischer Priester, welcher wegen Unterstüzung der Christen unter Claudius II. enthauptet wurde. Seine

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers.



Liebe und Mai
Sind selten frostfrei.

Gebeine werden in der Kirche St. Praxedes in Rom aufbewahrt, wo auch ein Thor nach ihm den Namen Porta Valentini führt. Durig Pepys Tagebuch, diesen merkwürdigen Bericht des häuslichen Lebens Englands unter Karl II., erfahren wir, daß auch verheirathete Leute als Valentin gewählt werden können. Pepy erzählt von kostbaren Geschenken, welche bei solcher Gelegenheit gespendet werden.

Der Herzog von York gibt Miss Stuart, nachmaliger Herzogin von Normandie, als ihr Valentin ein Juwel im Werthe von 800 Pfund Sterling; Lord Mandeville, der im nächsten Jahre Valentin ist, einen Ring von etwa 300 Pfund Sterling Werth.

Pepy selbst schenkt seiner Frau am Valentins-Tag 1668 einen Tülls mit Brillanten und bemerkt dazu:

„Ich bin dieses Jahr meiner Frau Valentin, es wird mir 5 Pfund Sterling kosten, aber wären wir nicht Valentine gewesen, hätte ich es anderweitig ausgeben müssen.“

Jetzt sind die Pärchen St. Valentins verschwunden, aber noch lange erhielt man die Sitte heimlicher Geschenke; der Hauptspott dabei war, unerkannt zu bleiben.

Zarte Kärtchen mit Amoretten, Cupido's, Rosen, Schäfer-Idyllen, Herzen, zerbrochenen und ungerührten, wurden verlost, bis eine materiellere Zeit den Liebesgaben eine derbere Form gab in der Gestalt von Schinken, Buttern, Pasteten und Bergl. mehr, bis endlich ein übertriebener Luxus für der Sache bemächtigte. Darin findet jeder unschuldige Scherz sein Ende.

Welch eine Wonne war der St. Valentins-Tag für die kleine Welt! Das Kind liebt die Heimlichkeit, hofft von ihr das Höchste, glaubt fest an die Wunscherfüllung, welche Schäfe entdeckt.

Die geschlossene Schachtel, das versiegelte Padet, findet ihm Gegenstand höchster Seligkeit, — es Klingelt, — da liegt's vor der Thür, wie vom Himmel gefallen, — und noch eins, — wieder eins, — mag auch nur ein kleiner Plunder darin sein, die Art, wie es kam, vergolde Alles! Schade, wenn solche sonnige Tage im Alltagsgrau des Lebens verschwinden. In den großen Städten kann es ja nicht anders sein; die Wellen des Verkehrs gehen zu gewaltig, man ist froh, wenn nur das Rothwendige ge-



Endes Liebes-Abenteuer.

jämet, aber die kleinen Städte sollten sich diese freundlichen Lustbarkeiten, welche ihnen erreichbar sind, nicht entgehen lassen.

Und so möchte ich den liebenswürdigen Heiligen mit meinen Lenz- und Liebeslärchen denen empfehlen, die noch ein Herz für alten Brauch und Platz zu einem kleinen Schrein für ihn haben.



Auch ein Liebespaar!

Druck von Otto Dürr in Leipzig.